

Diamanten auf Parsenn [Fortsetzung]

Autor(en): **Altheer, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 26

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643680>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIAMANTEN AUF PARSENN

Kriminalroman von Paul Altheer . Aehren-Verlag Zürich

15. Fortsetzung

Galant, wie man es wohl bei einem Gentleman, nicht aber bei einem Skifahrer gewohnt ist, half er der Skischülerin, in der er seine niggersongfreundliche Nachbarin erkannt hatte, so gut er es vermochte auf die Beine. Es zeigte sich aber, dass alle beide nicht mit dem besten Stand, wenigstens so weit es die Skier betraf, begabt waren. Auf jeden Fall endete der aner kennenswerte Hilfsversuch mit einem neuen, doppelten Unfall, von dem man kaum etwas Besseres und Zutreffenderes hätte sagen können als: In den Armen lagen sich beide.

So etwas ist aber, wenigstens am Skihügel, meistens nicht von sehr langer Dauer. Jedenfalls sah sich Bob Scholl bald wieder in der Allgewalt seines gestrengen Skilehrers, während der goldgelbe Jumper mit allem, was drum und dran war, hinter einer Bodenwelle des weiten Bolgen geländes entschwand.

Am Skilift

Mit begreiflicher Sehnsucht hatten Bobs Augen an den ersten Nachmittagen immer wieder den Skilift gesucht.

Wie gut hatten es doch jene fortgeschrittenen Schüler, die nicht wie er und die andern Anfänger den steilen Hang mühsam hinaufstapfen mussten, sondern sich lächelnd an den Bügel hängen und emporschleppen lassen durften.

Und nun stand auch er zum erstenmal am Skilift, aufatmend und beglückt darüber, dass nun die grösste Mühe von ihm genommen war und er sich so nach und nach wenigstens zu jenen Schülern zählen durfte, die nicht mehr die allerschlechtesten waren.

Ja, das war überhaupt der süsse Trost hier auf Bolgen: Man war wohl einen Tag lang der ganz krasse Anfänger, die absolute, vollwertige Null. Dann aber kamen mit jedem Tag neue Schüler, und unter ihnen waren immer wieder solche, die ganz von vorne anfangen mussten, während man selber sich zwar noch nicht, noch lange, lange nicht zu den Kanonen zählen durfte, aber doch schon mit den kleinern und grössern „Eicheln“ im gleichen Atemzug genannt wurde.

Mit verträumter Miene, die eigentlich nicht so recht zum realistischen Kriminalisten passte, hing Bob Scholl solchen Gedanken nach, als ihm wortlos der Bügel an den Rücken gelegt wurde.

Ein Ruck, ein Zug, ein Vorschnellen der Skier — und schon lag Bob Scholl unter den Augen aller auf Abfahrt wartenden Kolleginnen und Kollegen als Verkehrshindernis auf dem Boden und musste seine Kräfte und seine ganze Gewandtheit aufbieten, um rechtzeitig wieder aus der Fahrbahn zu gelangen. Und, was ihm ganz besonders peinlich war: Wenn er sich in der Aufregung und Geschwindigkeit nicht getäuscht hatte, stand auch der goldgelbe Jumper mit dem darüber wehenden schwarzen Haarwuschel ganz in der Nähe und lachte.

Das heisst, es lachte das frische, gesunde Mädchengesicht, das zwischen Jumper und Haarwimpel erblühte und ihn so ausgezeichnet in Verwirrung zu bringen verstand, dass er das Aufstehen für einen weitem Augenblick vergass.

Man sagt aber nicht umsonst, dass derjenige am besten lacht, der dies zuletzt tut. Und dazu hätte Bob Scholl nun allerdings in ausgiebigem Masse Gelegenheit gehabt. Wenn er trotzdem davon absah, so war das sicher lediglich darauf zurückzuführen, dass ein wirklicher Gentleman dies auch

dann ist, wenn er im Schnee liegt und nicht eben grad gute Figur macht.

Kurz und gut: Just in dem Augenblick, in welchem Bob so weit war, dass er endgültig wieder auf die Füsse zu stehen kam, spürte er aus dem Hinterhalt einen empfindlichen Stoss, der ihn neuerdings zu Boden warf.

Wer aber beschreibt sein Erstaunen darüber, dass er dort, wo er nun hinfiel, zum zweitenmal mit dem goldgelben Jumper samt entsprechendem Zubehör zusammentraf?

Das Gesicht zwischen Jumper und Haarwuschel schien zunächst äusserst verblüfft, verzog sich dann aber, erst ein bisschen scherzhaft, später jedoch zu jenem üblichen, wohl erprobten Lächeln, dem ein Mann auch dann nicht widerstehen konnte, wenn er sich weder in einer beneidenswerten, noch in einer sehr bequemen Lage befand.

So geschah es denn auch, dass Bob Scholl und seine niggersongliebende Zimmernachbarin zum zweitenmal gemeinsam aus dem Schnee herauskletterten und nun aber in Verfolgung aller Konsequenzen, die sich aus einem derartigen Tun ergeben können, sich rasch und mit wenigen Worten dahin verständigten, das Ereignis zusammen feiern zu wollen.

Sie liessen ihre beiden Skilehrer nebst der ganzen S. S. S. Davos schmählich im Stich und sassen, wenig später, vor zwei Krüglein duftenden heissen Kaffees, in einer jener längst historisch gewordenen „kleinen Konditoreien“, wo schon so oft zwei Menschen gegessen hatten, bevor und seitdem ein reichlich sentimentales, aber doch so schönes Lied diesen Vorgang besang.

Wie es aber in solchen und ähnlichen Fällen des öftern geht, dachte Bob Scholl nun keineswegs an die Niggermusik, über die er sich eigentlich endlich einmal hatte beschweren wollen.

Der goldgelbe Jumper, der schwarze Haarwuschel, vor allem aber das frische Frauengesicht, das zwischen beidem strahlte und ihn aus dunklen, unternehmungslustigen Augen anlächelte, nahmen ihn restlos gefangen. Die Zeit verstrich so rasch und unbemerkt, dass er nachher nicht mehr hätte sagen können, wovon überhaupt die Rede gewesen war.

Oder doch?

Hatte es sich nicht um einen goldgelben Jumper, einen dunkeln Wuschelkopf und ein frisches Frauengesicht gehandelt, das so anziehend und interessant war...

So anziehend und interessant, dass er, der sich über derartige Angelegenheiten längst erhaben wähnte, die Erinnerung daran nicht mehr loszuwerden vermochte.

Er ertappte sich bei dem Gedanken, dass sogar die Niggermusik, die ihn bei ihrem ersten Auftreten so sehr geärgert hatte, ihm jetzt, wenn sie wieder in Erscheinung getreten, durchaus nicht unangenehm erklingen wäre.

Ja, am liebsten hätte er sich sogar jetzt, mitten in der Nacht, das Erklingen des nachbarlichen Grammophons gewünscht, wäre ihm dies doch ein Beweis dafür gewesen, dass der goldgelbe Jumper mit all seinen von ihm unzertrennlichen Imponderabilien in unmittelbarer Nähe war.

Und mit erneuten, schönen Gedanken an Jumper, Wuschelkopf und Frauengesicht schief er endlich wieder ein und schlummerte bis tief in den neuen Vormittag hinein.

Corsets L. Müller, Bern Spitalgasse 14, 3. Stock
Telephon 3 20 55

Das Erwachen

Das Erwachen allerdings ging nicht ohne jenes Minimum an Sensation vor sich, ohne das sich Bob Scholl das Leben nicht mehr denken konnte, seitdem er es in den Dienst der Bekämpfung des Bösen gestellt hatte.

Er fühlte sich an den Schultern gepackt und geschüttelt; dann drangen Worte an sein Ohr, die nur von Erich, seinem sogenannten „Lehrbuben“, ausgesprochen sein konnten.

„Herr Scholl!“ hörte er rufen. „Sie sollen sofort ans Telefon kommen. Zürich ist da. Es sei sehr wichtig!“

Und so, wie er aus dem Bette kam, in einem blauweiss gestreiften, reichlich zerknitterten Pyjama eilte Bob in den Gang hinaus und vernahm dort die Stimme seines Freundes Rintelen aus Zürich:

„Hallo! Bob! Eine grosse Neuigkeit... Aber sag erst, ob es dort sicher ist. Kann niemand zuhören? Nein — weisst du was — rufe mich in spätestens einer halben Stunde von einer Kabine aus an. Sicher ist Sicher...“

Bob machte einen kleinen Morgenspaziergang auf die Post und verlangte die Verbindung mit Zürich.

„Hallo, Bob!“ rief Rintelen. „Man vernimmt hier, dass John Lemm von der Weissfluh — du wirst ihn ja inzwischen kennengelernt haben — sich in Zürich ein Banksafe gemietet und ein geheimnisvolles Depot gemacht habe. Könnte es nicht sein, . . . ? Du weisst ja, was ich meine. Es ist doch eigenartig und verdächtig, dass ein einfacher Mann, wie John Lemm, sich plötzlich ein Banksafe mietet. Findest du das nicht auch? Soll ich der Sache nachgehen — oder willst du auf einen Sprung nach Zürich kommen?“

Bob entschloss sich für Zürich und sass schon am Mittag, anstatt in seinem Hotel beim Lunch, im Schnellzug nach der Limmatstadt.

Was er in Zürich herausbrachte, hätte er allerdings auch telephonisch von seinem Freunde erfahren können.

Es stimmte alles — die Bank, das Safe, John Lemm und die geheimnisvolle Einlage, über die niemand etwas zu sagen wusste.

Das war aber auch alles, was festgestellt werden konnte. Die Bank verschanzte sich hinter dem Bankgeheimnis — und da nicht der geringste Grund vorlag, den Mieter des Safes auch nur im bescheidensten Masse zu verdächtigen, blieb Bob Scholl nichts übrig, als unverrichteter Dinge wieder abzuziehen.

Als er aus der Bank herauskam, wurde mit einem Mal durch irgend etwas seine Aufmerksamkeit erregt. Er überlegte sich die Sache hin und her, wäre aber nicht imstande gewesen, sich Rechenschaft darüber abzulegen, was es nun eigentlich war. Irgend etwas hatte ihn unbewusst überrascht. Er fühlte sich beunruhigt und wusste nicht warum, noch wodurch.

Erst viel später tauchte es wie eine dunkle Erinnerung in ihm auf. Er wusste plötzlich, dass ein Gesicht, das er fast unterbewusst wahrgenommen hatte, ihn beunruhigte. Später glaubte er sich an dieses Gesicht undeutlich zu erinnern. Mit einem Male aber war es ihm klar!

Es war das Gesicht jenes Unbekannten von Wasserscheide gewesen, den Feribert Bret Ferol genannt hatte!

(Fortsetzung folgt)

Das Fürsorgewesen der Stadt Thun

Wie in Bern, so wird auch in Thun dem Fürsorgewesen besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Schön die Handfeste von 1264 zeigt, dass die Bürger sich vieler vorsorglicher Massnahmen und Schutzbestimmungen erfreuen konnten und dass die Bedürftigen Almosen erhielten. Die Armenfürsorge lag dem Rate ob, der einen Almosner mit dem Ausrichten der Subsidiën beauftragte. Daneben suchte die Kirche mit allerlei «Spenden» Not und Elend zu mildern. Bei Bränden und Ueberschwemmungen verabfolgte auch die Regierung Beiträge und gestattete den Beschädigten, Gaben zu sammeln. Alte Urkunden und Testamente melden viele Vergabungen und Schenkungen zugunsten der Armen und Kranken. So stiftete Imer von Zeiningen bei der Porta antiqua das obere Spital. Zu Ende des 15. Jahrhunderts wurde es mit dem niederen oder Burgerspital vereinigt. Das Spital diente in erster Linie als Asyl für alte und bedürftige Bürger, während die unheilbaren oder mit ansteckenden Krankheiten behafteten Leute im Siechenspital an der Zulg Unterkunft fanden. 1855 nahm eine Notfallstube an der Bernstrasse die ersten Patienten auf, und 1872 entstand das jetzige Bezirksspital, im Volk als Krankenhaus bezeichnet. An Stelle des genannten Siechenspitals liess der Rat 1768 ein Knabenwaisenhaus bauen. Nach 30 Jahren quartierten sich dort die Franzosen ein. Erst 1808 konnten die Waisen wieder im Schulhaus am Rathausplatz einlogiert werden. 1837 verlegte man die Anstalt in die verlassene Seidenfabrik Nägeli im Bälliz und 1909 in den Neubau bei den Schulhäusern. Grosse Aufwendungen erforderten die Notjahre 1816 und 1817, in denen die Bedürftigen Lebensmittel erhielten, eine Suppenanstalt in Funktion trat und den Burgern Saatkartoffeln verabfolgt wurden. 1823 bildete sich ein Griechenverein, der für die im «Bären» internierten Flüchtlinge sorgte. Nach 1831 entstanden die ersten gemeinnützigen Vereine, die viel Gutes wirkten und oft die kommunale Fürsorge ersetzten. Reichen Segen stifteten besonders die Krankenkassen, von denen die älteste seit bald 100 Jahren besteht.

Im Laufe des letzten Jahrhunderts erfuhr das Armen- und Fürsorgewesen einen immer bessern Ausbau. Vor Ausbruch des Weltkrieges, also im Jahre 1938, konnte der Departementsvorsteher, dem ein ständiger Armeninspektor und andere Angestellte beigeordnet sind, u. a. folgendes berichten:

Die Armenkommission stellte an Notarme 339 und an

Spendarme 1807 Gutsprachen für Lebensmittel, Kleider und ärztliche Behandlung aus. Dank der regen Bautätigkeit konnte eine Abnahme der Unterstützungen konstatiert werden. Die Ausgaben für die dauernd Unterstützten — 148 Kinder und 193 Erwachsene — betragen Fr. 141 503, für die vorübergehend Unterstützten — 293 Kinder und 1001 Erwachsene — 171 187 Franken. Dazu kam noch eine vom Stadtrat bewilligte Winterbeihilfe von Fr. 12 000. Die beiden Stadtchwestern machten in 330 Familien 4899 Besuche. Die Haushaltungsfürsorgerin, die im Nebenamt angestellt ist, besuchte 224 Familien; dazu kamen noch 274 andere Besprechungen und 165 Auskunftserteilungen. Auf dem Patronatsetat standen 50 Kinder.

Im Fürsorgewesen haben wir ein städtisches Arbeitsamt, das sich mit der Schweizerischen Winterhilfe, einer Obstatkion, der Krisenunterstützung, einem Arbeitslager, Fortbildungskursen, Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, Berufsberatung für Knaben und Mädchen, Tuberkulosenfürsorge, Säuglingsfürsorge der städtischen Kinderkrippe, der unentgeltlichen Rechtsauskunft und der Fürsorge und Beratung für Alkoholkrankte befasst.

1939 kam der fürchterliche Krieg, der die geheiligten Menschheitsrechte und uralten Anschauungen über den Haufen warf, und auch die neutrale Schweiz arg in Mitleidenschaft zog. In Thun nahm aus naheliegenden Gründen die Arbeitslosigkeit ab; dafür bekam die ins Leben gerufene Kriegsfürsorge immer mehr Arbeit. Da mietete die Gemeinde vier leere Hotels in einem Bergdorf, um bei einer Evakuierung die Kinder umlagern zu können. Arme Familien erhielten Lebensmittel und Holz, teilweise zum Brauchen, teilweise, um Vorräte anzulegen. Viel Sorge und Arbeit erwachsen den Behörden aus Mangel an Wohnungen. Durch Beschlagnahme von Hotels, Einbau von Wohnungen im Thunerhof und Erstellung von Wohnblocks an der Länggasse hat man bis jetzt die grösste Kalamität zu heben gesucht.

Schlussendlich sei noch beigefügt, dass auch das Vormundschaffswesen vorbildlich geordnet ist, ein Jugendanwalt amtiert, die Schüler werden regelmässig untersucht, und die ärmeren können sich unentgeltlich behandeln lassen.

Im Bühl ob Walkringen besitzt die Stadt Thun ein gut eingerichtetes Ferien- und Erholungsheim für schwache und rekonvaleszente Schüler. Die Besetzung wurde den Schulen geschenkt von Frau Baronin von Zedtwitz in der Chartreuse. Gegenwärtig befasst sich der Gemeinderat mit dem Ankauf eines leerstehenden Hotels in Wengen, um dieses ebenfalls als Ferienheim verwenden zu können.

Gr.

Pelze

W. TANNER, Kürschner, Spitalgasse 30, I. Stock
BERN, Telefon 2 24 73